

Einleitung

John L. Austin ist der eigentliche Kopf einer Bewegung, die unter dem Namen „Ordinary Language Philosophy“ bekannt geworden ist. Austin gilt zudem als Begründer der Sprechakttheorie. *Der andere Austin* – das ist der Austin, der er selbst erklärtermaßen nicht hat sein wollen, von dem andere aber behaupten, daß er es hätte sein *sollen* oder sogar gewesen ist. Der andere Austin, das ist der Austin der anderen, es ist der Austin seiner – teils ultraorthodoxen, teils heterodoxen – Interpreten, es ist der Austin all derer, die das, was er mit seiner Performativ/konstativ-Unterscheidung zum Thema gemacht hat, besser zu wissen meinen, ob zu Recht oder zu Unrecht. Der andere Austin, das ist aber auch der Austin seiner eigenen Paratheorien und Fußnoten.

Das Programm der „Ordinary Language Philosophy“ beinhaltet: bei der Behandlung philosophischer Probleme, beispielsweise solcher der Handlungs- oder Wahrnehmungstheorie, zunächst einmal die Umgangssprache zu befragen, vornehmlich deren Lexikon. Aufgrund der darin enthaltenen Unterscheidungen und Angleichungen kann die Anwendung dieser Methode, nach Ansicht ihrer Befürworter, erstaunliche Aufschlüsse geben. Über Paul Grice, einen der frühen Mitstreiter Austins (der später jedoch das Ende der „Ordinary Language Philosophy“ eingeläutet hat¹), wird berichtet: „H. P. Grice once said, when he and I had been looking in this manner at some parts of the vocabulary of perception, 'How clever language is! We found that it made for us some

1 Vgl. Paul Grice, *Studies in the Way of Words*. Cambridge, Mass. 1989, 3-21.

remarkably ingenious distinctions and assimilations.”² Die Reichweite der Methode der Lexikonbefragung ist aber niemals über- schätzt worden. Die Umgangssprache hat, wie Austin bemerkt, „gewiß *nicht* das letzte Wort. Im Prinzip kann sie an jeder Stelle ergänzt, verbessert und ersetzt werden. Nur, vergessen wir nicht, sie *hat* das erste Wort.”³

Austins Konsultationen des Lexikons ist es zu verdanken, daß wir heutzutage einen ungefähren Eindruck davon haben, in welch vielfältiger Weise wir, wenn wir etwas sagen, *handeln*. Daß wir handeln, wenn wir die eine oder andere Äußerung machen, ist das Hauptergebnis Austins, das er in Richtung auf die Theorie der illokutionären Kräfte bzw. Akte verallgemeinert hat, die dann unter dem Namen ‚Sprechakttheorie‘ ihren Siegeszug hat antreten können.

Seine wichtigste Entdeckung, die der *performativen Äußerungen*, charakterisiert Austin zunächst dadurch, daß er sie von den *konstatischen* unterscheidet; er hat diese Unterscheidung dann aber wieder aufgegeben. Interessanterweise gibt es in Austins Nachfolge Stimmen, die behaupten, Austin hätte seine anfängliche Unterscheidung beibehalten sollen, sie sei von ihm zu Unrecht wieder aufgegeben worden. Autoren wie Émile Benveniste, Jerrold J. Katz, François Recanati oder Shoshana Felman, ja selbst Jacques Derrida, sie alle erblicken in Austins Entdeckung eine Einsicht, die nicht verloren gehen sollte. Auch wenn der mit Austins Verwerfung seiner anfänglichen Unterscheidung einhergehende Verallgemeinerungsgewinn in Richtung auf die Theorie der illokutionären Akte wieder eingebüßt würde, halten Autoren wie die genannten die performativen Äußerungen gewissermaßen für ein *Ideal*, das gerettet, das gegen den Zugriff Austins verteidigt werden müsse. ‚How to Save Austin from Austin‘, dies ist das Problem, das es zu lösen gelte.

Die hinter Austin zurückgehenden Autoren sind *analytisch* eingestellt, ihnen geht es um die *Rekonstruktion* dessen, was performativen Äußerungen eigentlich sind. Teil I der vorliegenden Un-

2 Geoffrey Warnock, ‚Saturday Mornings‘. In: Isaiah Berlin et al., Essays on J. L. Austin. Oxford 1973, 31-45, hier: 39.

3 John L. Austin, ‚Ein Plädoyer für Entschuldigungen‘. In: Georg Meggle (ed.), Analytische Handlungstheorie. Band 1: Handlungsbeschreibungen. Frankfurt a. M. 1977, 8-42, hier: 20.

tersuchung ist diesen rekonstruktiv-analytischen Bemühungen gewidmet.

Schon bei der Einführung, schon bei der ursprünglichen Vorstellung der performativen Äußerungen ist es in erster Linie um die sogenannten *explizit performativen Äußerungen* gegangen. „Ich verspreche, daß ich komme“ oder „Ich bitte dich, das Fenster zu schließen“ sind Beispiele. Im Hinblick auf Beispiele wie diese macht Austin jedoch von Anfang an geltend, man würde sie erkennen, wenn man nicht sähe, daß sie „verkleidet“, „maskiert“, „kostümiert“ sind. Wer auf ihre Verkleidung hereinfalle, wer nicht bemerke, daß sie nur zum Schein oder nur der Form nach das Aussehen konstatter Äußerungen haben, begehe einen Fehlschluß: den *deskriptiven Fehlschluß*. Explizit performativen Äußerungen seien weder Beschreibungen noch Feststellungen; sie könnten nicht falsch und deswegen auch nicht wahr sein; vor allem aber laufe ihre Realisierung auf den Vollzug einer Handlung hinaus: das Äußern von „Ich verspreche, daß ...“ laufe darauf hinaus, daß damit ein Versprechen gegeben werde, so wie das Aussprechen von „Ich bitte dich, daß...“ diese Äußerung zu einer Bitte mache.

Daß sämtliche unserer Äußerungen wahr oder falsch seien, diese Einschätzung ist Austin ein Dorn im Auge. Für sämtliche Äußerungen zu reklamieren, was in Wirklichkeit nur auf eine Teilmenge der Äußerungen zutrifft, dieses Pauschalurteil bekämpft er unter der Bezeichnung „Wahr/falsch-Fetisch“; diesem den Garaus zu machen, dazu ist Austin ausgezogen.

Austin hat recht: Nicht alle Äußerungen sind in der Dimension Wahrheit/Falschheit zu beurteilen. Doch dummerweise haben sich mit den explizit performativen Äußerungen ausgerechnet diejenigen Arten von Äußerungen, an denen Austin die ersten Schritte zur Verwirklichung seines Kampfes gegen den Wahr/falsch-Fetisch demonstrieren wollte, als ungeeignet erwiesen. Warum das so ist, dies ist der Inhalt eines *Intermezzos*, einer Art Übergang vom *rekonstruktiven* zum *dekonstruktiven* Teil der vorliegenden Abhandlung, welches darzulegen versucht, wie Performativa wirklich funktionieren. Wichtig dabei ist eine Einsicht, die Austin allerdings ebensowenig gehabt hat wie der frühe Searle: daß explizit performativen Äußerungen einen *doppelten propositionalen* Gehalt aufweisen. „Ich verspreche dir, daß ich komme“ hat als propositionalen Gehalt: (daß ich dir verspreche (daß ich

komme)). *Daß ich komme*, ist der Inhalt meines Versprechens; *daß ich dir verspreche (daß ich komme)*, ist der Gehalt einer – assertiven – Deklaration.

In Teil II geht es um die *Dekonstruktion*, die Austin widerfahren ist. Dieser Teil ist, wenn man so will, *dialektischer* Art: In ihm dreht sich alles um die vermeintlichen *Illusionen*, die mit der Thematisierung und Analyse der performativen Äußerungen einhergehen. Teil II widmet sich dem mutmaßlich Uneigentlichen der performativen Äußerungen, so wie Derrida es herausgearbeitet hat. An Saussure erprobt, wendet Derrida das von ihm entwickelte Verfahren auch auf Austins Ausführungen zur Theorie der Performativa an. Dies ist natürlich nicht unbemerkt geblieben. Verteidiger Austins sind in Erscheinung getreten, die sich mit dem Problem konfrontiert gesehen haben: „How to Save Austin from Derrida?“ Searle hat auf diese Frage eine Antwort gegeben. Ihm aber sind Fehleinschätzungen unterlaufen; Jonathan Culler diagnostiziert sogar ein „ungeheuerliches Mißverständnis“⁴. Gegen die gegen ihn erhobenen Vorwürfe hat sich Derrida zu Recht zur Wehr gesetzt. Was die Kontroverse zwischen diesen beiden Kontrahenten, von der man sagen muß, daß sie nur bis zu einem bestimmten Stand der Dinge, an dem die Fronten sich dann verhärtet hatten, geführt worden ist, letztlich erbracht hat, ist umstritten. Stanley Cavell ist der Ansicht, sie wäre besser unterblieben. Cavell verteidigt Austin, nicht Searle.

Einem Leser von Austins *How to Do Things with Words* (oder einer Übersetzung dieses Textes) kann, wenn er das Buch nicht vor dem Ende der Siebenten Vorlesung wieder aus der Hand legt, nicht entgehen, daß Austin an der von ihm eingeführten Unterscheidung zwischen performativen und konstativen Äußerungen nicht festhält. Über Austins Gründe hinaus hat Sybille Krämer nach *tieferen* Gründen dafür gesucht, warum er seine Unterscheidung wieder aufgegeben hat bzw. warum er sie, wie es bei Krämer heißt, hat „zusammenbrechen lassen“. Sybille Krämer behauptet, Austin habe das Zusammenbrechen seiner Unterscheidung „inszeniert“. Es sei nämlich zu unterscheiden: ein „kanonischer“ von einem „diabolischen“ Austin. Warum Krämers Thesen nicht überzeugen und was an ihnen schief ist, dies wird im letzten Ab-

4 Jonathan Culler, Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie. Reinbek bei Hamburg 1988, 125.

schnitt des als dekonstruktiv-dialektisch anzusehenden Teils II der vorliegenden Untersuchung darzulegen versucht.

Hans Blumenberg hat (in einem Oberseminar) einmal darauf hingewiesen, daß man sich die Einführung einer Unterscheidung als ein schwieriges Unterfangen vorstellen müsse. Austin ist dieses Kunststück glücklich. Wie sich in seiner Nachfolge dann aber herausgestellt hat, ist nicht nur die Etablierung einer Unterscheidung alles andere als einfach, schwierig ist es offenbar auch, sie wieder loszuwerden. Austin ist mit diesem Problem zwar nicht konfrontiert gewesen. Ihm ist es nicht schwergefallen, sich von sich selbst zu distanzieren: Austin-I durch Austin-II zu überwinden. Die Verwerfung der von ihm eingeführten Dichotomie performativ/konstativ hat ihm nichts ausgemacht, schließlich konnte er sie durch die Trichotomie lokutionär/ illokutionär/ perlokutionär ersetzen.

Die ersetzte Unterscheidung jedoch hat sich als überlebensfähig erwiesen. Selbst Luhmann verkörpert ein Beispiel für die Rückwendung zu Austin-I. Auf eine unter dem Stichwort ‚Dekonstruktion‘ stehende Diskussion Bezug nehmend, sagt er:

„Diese Diskussion bezieht sich auf Texte und zeigt, daß die *performative* Funktion der Texte ihrer *konstatischen* Funktion oft (oder immer?) widerspricht. Die performative Aktivität muß einen Unterschied machen, der quer steht zu dem, was konstatiert werden soll. Die Terminologie entstammt der Theorie der Sprechakte, aber sie läßt sich [...] leicht als Parallelkonstruktion zur Unterscheidung Mitteilung (performativ) und Information (konstativ) erweisen.“⁵

Die folgende Untersuchung, die sich als Beitrag zur Geschichte der Performativ/konstativ-Unterscheidung versteht, versucht aufzuzeigen, daß performative Äußerungen (als Manifestationen der einen Seite dieser Unterscheidung) Eigenschaften haben, die aller Wahrscheinlichkeit nach unentdeckt geblieben wären, wenn es niemanden gegeben hätte, der sie gegen die Verwerfung durch ihrer Urheber verteidigt und sich für die Beibehaltung der verworfenen Distinktion eingesetzt hätte.

5 Niklas Luhmann, „Metamorphosen des Staates“. In: Ders., Gesellschaftstheorie und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Band 4. Frankfurt a. M. 1995, 101-137, hier: 105.

